

Lässt man einige Stationen des Bereichs Musikjournalismus bzw. -kritik, bzw. -publizistik Revue passieren, stellt man fest: Gewisse Grundproblematiken sind (natürlich) permanent gegeben: Vor allem die Schwierigkeiten des Verbalisierens von Musik und ihrer Interpretation allgemein, bei Knappheit des zur Verfügung stehenden Platzes im Besonderen. Dass diese Platzproblematik sich angesichts der wachsenden Zahl an Veranstaltungen immer mehr zuspitzt, und dass dies mit der ökonomischen Situation der Medien zusammenhängt, war schon 1976 und 1978 bei den Seminaren zu *Musikkritik in dieser Zeit* im schweizerischen Boswil ein Thema. Aber es war eines von vielen Themen; primär ging es um inhaltliche Fragen, etwa die Bereiche *Interpretationskritik, Kompositionskritik, Kritik und Rezeptionsgeschichte* oder um das Verhältnis *Komponist / Interpret und Kritiker* (damals noch nicht »gender gerecht« benannt) samt dem Bestreben die »natürliche Feindschaft« zwischen diesen Berufsfeldern abzubauen zu helfen und »Musikkritik als Teilnahme am kreativen Prozess« zu verstehen. Beim zweiten Mal konnte es sogar gelingen, doppelt so viele Interessierte zusammenzuführen und auch so etwas wie ein gemeinsames Berufsstandesbewusstsein zu entwickeln. Doch diese Impulse, ausgelöst von einer kleinen engagierten Gruppe um Claus-Henning Bachmann (mit Monika Lichtenfeld, Reinhard Oehlschlägel, Jürg Stenzl und anderen), lösten sich in der Folge weitgehend auf, die Boswiler Initiative fand keine Fortsetzung, wie geplant.

Als etwa fünfzehn Jahre später in Salzburg (Zentrum zeitgenössischer Musik Saalfelden, Gerhard Eder, Wolfgang Gratzer) ein Symposium zu *Musikjournalismus – zwischen Euphorie und Selbstausbeutung* veranstaltet wurde, standen – wie auch der Untertitel belegt – existenzielle Fragen deutlich stärker im Vordergrund. Armin Thurnher (Wiener Stadtzeitung *Falter*, die neuer Musik einen vergleichsweise guten Stellenwert einräumt) thematisierte die zunehmend härtere finanzielle Situation von Zeitungen und ihren Kulturteilen: die wachsende Abhängigkeit von der Werbewirtschaft und damit die drohende Mutation vom »Chefredakteur zum product manager«, die Dominanz der Unterhaltung vor Auseinandersetzung. Dabei entsprachen die wenigen Musikzeitschriften – zunehmenden und notgedrungen non-profit ausgerichtet und (daraus folgend?) unter weiblicher Leitung – dem Untertitel ganz besonders.

Wieder ein Jahrzehnt später wurde im Zusammenhang eines *MUSIKZEIT*-Gesprächs anlässlich des 60. Jahrgangs der *Österreichischen MUSIKZEIT*schrift (2005) zum Thema *Klassik*

Marion Diederichs-Lafite

Perspektive Österreich

Streiflichter auf historische Stationen und Gegenwart

und *Eventkultur* deutlich, dass es – neben zahlreichen positiv zu sehenden »Klassik-Events«, im Sinne von gelungener Vermittlung – zu einer zunehmenden »Eventisierung« von Klassik-Veranstaltungen kommt (als markantes Beispiel noch im gleichen Jahr erinnern viele sicherlich die *Traviata*-Aufführung bei den Salzburger Festspielen mit Anna Netrebko mit einwöchig-täglicher Vor-Berichterstattung), als »gate-opener« um in die Medien zu kommen. Vielfach beobachtet man die Tendenz – auch seitens der Ausbildungs-Institutionen – sich mit »großen Namen« von außen zu schmücken, weil die vermeintlich zugkräftiger sind, als die Leistungen begabter Studierender / Absolventen aus dem eigenen Hause. Und auf den knapper werdenden Kultur- bzw. Feuilleton-Seiten (sofern sie überhaupt noch so heißen und nicht längst in *Medien / Leben* oder ähnliches umbenannt wurden) österreichischer Tageszeitungen halten längst nach und nach Film sowieso, aber inzwischen auch Design, Mode, Lifestyle & Co. zunehmend Einzug.

Alternative: Zeitschrift ?!

Diesen Negativ-Trend bei den (Tages- und Wochen-)Zeitungen beobachtend, könnte man meinen, der Diskurs könne sich ja besser in Fach-Nischen-Medien, wie es Musikzeitschriften sind, konzentrieren. Hier kann, anlassbezogen, vom Musikland Österreich vor allem von einer Lücke bzw. von einer unglücklichen Doppelgleisigkeiten in der Förderpraxis berichtet werden. Da (zumal unabhängige) Musikzeitschriften ein völlig lobby-loses Rarissimum darstellen, fallen sie ganz leicht durch alle Ritzen: In Österreich gibt es einerseits eine auch für Musikförderung zuständige Kunstsektion, deren Zugehörigkeit zwischen verschiedenen Ministerien hin- und herpendelt, andererseits ein Ministerium für Wissenschaft und Forschung. Gibt es nun Initiativen, die Musikkunst mit Musikwissenschaft verbinden, entsteht ein Verwaltungsproblem: Einerseits müssen etwa musikwissenschaftliche Veranstaltungen ihr Kernprogramm bei der Wissenschaft und das Rahmen-Programm (gespielte Musik) bei der Kunst einreichen. Andererseits bemüht sich die *Österreichische Musikzeitschrift* bereits seit vielen Jahren da- 13



Schreiben, Foto 3 (Archiv Positionen)

rum, ihre Aktivitäten, die Kunstmusik mit wissenschaftlichem Anspruch verbinden, von beiden Ministerien gefördert zu bekommen (weil die bisher fördernde Kunstsektion nicht länger alleine die Last der Musikpublizistik, die ja per se nicht Kunst ist, tragen kann). Nun wird ein fälliger Generationenwechsel in der Herausgeberschaft (mit Ende dieses Jahres, zugleich des 65. Jahrganges, hört die Unterzeichnete und bisherige Editorin auf) zur Schicksalsfrage für eine mögliche Fortführung der Zeitschrift, denn eine eigentliche Zeitschriftenförderung (die diesen Namen verdient; es gibt nur mehr eine Art marginale Randgruppen-Prämie) wurde bereits vor fünfzehn Jahren (schlagartig) eingestellt. Es gibt nur mehr eine Zeitungs-Förderung.

Angestrebt wurde ein der schweizerischen *Dissonance* in etwa vergleichbares Modell (ohne Kenntnis von den Bestrebungen in der Schweiz!), das ja wirklich sinnvoll und nahe liegend ist. Nämlich eine Zusammenarbeit mit den Musikhochschulen. Denn deren Mutation wurde in Österreich von Musik-Akademien zu -Hochschulen und später weiter zu -Universitäten forciert. Nun haben wir zwar die Universitäten für Musik und darstellende Kunst bzw. die Privatuniversitäten, aber diese drohen vom Sparbudget 2011 ausgetrocknet zu werden (so zumindest der Stand zu Semesterbeginn Anfang Oktober; heftige Demos unter Teilnahme der Rektoren und in Fortsetzung des »Audimaxismus« vom letzten Semester zeichnen sich ab), sodass sie (nachvollziehbar) zögern, sich in eine (angestrebte) neue Partnerschaft mit einer neu aufgestellten Musikzeitschrift einzulassen. Es handelt sich bei all den genannten Bestrebungen um einen laufenden Prozess mit aktiven Beteiligten, aber noch offenem Ausgang. (Sollte es unterstützende Stimmen / zusätzliche zahlende Abonnenten aus dem deutschsprachigen Raum geben, wissen es die möglichen neuen Herausgeber

14 zu schätzen.)

So kristallisiert sich einerseits die geschilderte Notwendigkeit einer Fachzeitschrift gerade angesichts der zurückfahrenden Möglichkeiten bei den Zeitungen heraus – ein Faktum, das allgemein und länderübergreifend festgestellt werden kann. Andererseits gibt es auch einen Bedarf im Bereich Musikpublizistik: Durch die de facto nicht existierende Berufsausbildung für MusikpublizistInnen werden einzelne Chancen, die auf persönlichen Initiativen basieren, wahrgenommen. So gab es mit der *Schreibwerkstatt* ein gefragtes Angebot im Rahmen der *Darmstädter Ferienkurse*. Für das soeben beginnende Semester an der Universität Wien, Institut für Musikwissenschaft, wird ein Praktikum »Musikjournalismus« angeboten: Es ist unmittelbar nach Bekanntwerden bereits ausgebucht gewesen: Über einhundertzwanzig Nachwuchs-Interessierte haben sich gemeldet, von denen natürlich nur ein Teil zum Lehrangebot sinnvoller Weise zugelassen werden kann. Man muss hoffen, dass wiederum ein kleiner Teil davon es vielleicht auch wird beruflich ausüben können ... ■

»Es wissen doch sowieso alle, dass jedwede Kritik verdächtig ist. Was wäre an der Kritik der Marketingabteilung schlechter als an der eigenen? Wir sind aufgeklärt und klug und lassen uns von niemandem verscheißern. Wir brauchen keine Musikkritiker.

Außerdem sind Musikkritiker unproduktiv: Denn wenn sie schon mit ihren Schreibmaschinenpistolen schießen, dann kommen sie immer zu spät, treffen ohnehin schon Totes: Wenn das Buch schon im Dreck liegt, die Komposition verbrochen wurde, oder das Orchester eingeschlafen war. Wäre der Musikkritiker etwas kreativer, dann würde er versuchen, die Seiten zu wechseln und seine vorhandenen oder vermeintlichen Kenntnisse für die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft einzusetzen. Somit würde er selbst Produzent und begäbe sich auf das Parkett, welches er eigentlich kritisiert.«

(Martin Hufner, *neue musikzeitung* Regensburg)